

(Nachdruck verboten.)

69]

Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Viertes Kapitel.

Am späten Abend desselben Tages, an dem die Bauerngesandten in Rothenburg eingeritten waren, koste unter der Linde vor dem Wirthshause zu Hochberg ein junges Menschenpaar. Er hatte seinen rechten Arm um den Leib der Dirne gelegt und sie seine Hand über den Hüften fest an sich gedrückt, um sich noch enger an seine Brust zu schmiegen. Sie hatten einander lange nicht gesehen; denn der lange Wilm diente auf dem Marienberg. Nun war er von dem Domprobst nach Heidelberg geschickt und er benutzte die Gelegenheit, um die Küsse der Liebsten mit auf den Weg zu nehmen. Die ihm anvertraute Botschaft stiel in dem hohlen Schaft des Spießes, der an der alten Linde lehnte. Ihr dicker Stamm aber und die Schatten der mächtigen Laubkrone verbargen das Weib, das im Rücken des jungen Paares kauerte. Es war die schwarze Hofmännin. Sie hatte die Arme auf die hochgezogenen Stnie gestützt und das Gesicht in die knöchernen Hände gelegt. Als sie erfahren, daß der Bischof von dem Marienberg entflohen sei, war sie anfangs ganz betäubt gewesen und hatte es für unmöglich gehalten, daß ihrer Rache die Krone noch im letzten Augenblick aus der Hand geschlagen sein sollte. Dann hatte sie ihr graues Haar zerrauft, die Brust mit ihren Fingernägeln zerfleischt, wie eine Wahnsinnige geschrien und mit schäumendem Munde Gott verflucht. Den Wirbelstürmen ihrer Seele gehorchend, trieb sie sich bald ruhelos um, bald hockte sie, so wie jetzt, stundenlang brütend auf derselben Stelle. Wie unter den Odenwäldlern und Neckarthälern, so war sie bald in allen Lagern bekannt, und der Ruf ihres Bündnisses mit überirdischen Mächten verschaffte ihr überall ein mit Grauen gemischtes Ansehen. Die Feldkessel waren auch für sie gekocht, wenn sie Hunger hatte, und war sie müde, so streckte sie sich an dem nächsten Lagerfeuer aus, oder sie schlief in den Ställen oder sie kroch in den Scheunen ins Stroh. Sie achtete nicht Tag noch Nacht. Die Linde, unter der des Wirthes Töchterlein mit dem langen Wilm flüsterte und koste, war ein Lieblingsplatz von ihr; sie hatte hier einen freien Blick auf den Marienberg.

Sie achtete des Namens der Verliebten nicht. Vielleicht nahm sie es für ein Aufrauschen der Linde. Jetzt aber richtete sie horchend den Kopf auf; denn lauter als bisher sagte der Burtsche:

„Ade, herztäufiger Schatz, iht muß ich den Weg wieder unter die Füße nehmen.“

„Ach, ist das ein Kreuz!“ seufzte Kösel. „Wie lang soll's denn noch währen, bis wir für's Leben zu einander können?“

Die wellen Lippen der Alten verzogen sich halb verächtlich, halb mitleidig. Immer dieselbe Jugendthorheit!

„Jetzt hat's wohl am längsten gedauert.“ tröstete der Burtsche. „Die Herren sind gestern gar lustig gewesen und ich hab' auch aufwarten müssen. Da hat der Wein mehr aus ihnen gered't, als sie sonst über ihre Zungen lassen. Sie hoffen, daß dem Göß und dem Mezler sein Haufen ihnen zufallen werde. Das soll ich wohl dem Bischof vermelden.“

„Geh', redt' mit so ungeschickt, Wilm.“ zweifelte Kösel. „Wie sollt' denn das möglich werden.“

„Nu, die Hauptleute gehen ja bei Euch ein und aus.“ antwortete er und nahm seinen Spieß zur Hand. „Hast Du mit etwas bemerkt, daß sie mehr wie sonst darauf gehen lassen? Sie müssen viel Geld im Sack haben.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf, und er erklärte: „Sie müssen Geld vom Schloß gekriegt haben, oder sie kriegen noch welches. Paß' auf.“

Kösel schrie auf und Wilm rief, ihr den Mund zuhaltend: „Willst mich gar verrathen? — Sie haben droben davon geschwätzt. Und noch eins, Kösel! Nu, wo sie Geld haben und Du läßt Dich vom Teufel verblenden —“

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern verschloß ihm den Mund mit Klüssen, indem sie ihn mit beiden Armen umschlang. Solche Bethenerungen ihrer Treue mochten ihm baß behagen, denn sie mußte sie gar oft wiederholen. Endlich ging er; die schwarze Hofmännin hörte das Geröll des Weges unter seinen Füßen knirschen und dann die Thür des Wirthshauses leise ins Schloß fallen.

Die schwarze Hofmännin harrete schlaflos des Morgens. Kaum graute er, so störte sie die Bauern in Hochberg mit dem Geschrei auf, daß ihre Hauptleute von denen auf dem Schlosse bestochen seien, um ihre Brüder zu verlassen und zu verrathen. Georg Mezler und Hans Flux versuchten umsonst, die Aufregung und Wuth, die darüber entstand, zu sänftigen. Vergebens schwuren sie, daß weder sie noch irgend ein Hauptmann Geld vom Schlosse erhalten hätten. Die Bauern bemächtigten sich der Geschütze des Grafen von Wertheim und zogen mit ihnen durch den Kuhbachgrund. Ihnen voraus eilte die schwarze Hofmännin nach Heidingsfeld, und als jene an dem Fuß des Nikolausberges ankamen, strömten ihnen bereits die dort lagernden Bauern in erhitzen Schaaren entgegen, und alles legte Hand an, die schweren Geschütze auf den Gipfel des Berges zu schaffen.

Unterdessen durchflog bereits das Gerücht von dem Verrath der Bischöflichen die Stadt und die schwarze Hofmännin brauchte nicht, wie vorher die Bauern, so jetzt die Würzburger erst anzufeuern, über das Schloß zu fallen und alles, was Leben habe, zu erlöchen, ehe die Hilfe einträfe, um welche ein Bote nach Heidelberg geschickt worden. Ein Theil der Bürgerschaft lief mit Schaufeln, Starfen und Spitzhacken herbei, um das Schloß zu untergraben. Ein anderer zimmerte unter den Bögen der steinernen Brücke, der einzigen, die damals beide Ufer verband, Flöße, um eine gegen das Feuer vom Schlosse gedeckte Verbindung herzustellen. Bei dem Pleidenthurm am rechten Ufer, im Deutschen Haus und unter dem Bogen der Augustiner wurden Feuerlöcher aufgepflanzt. Hans Vermeter entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit. Der Bürgermeister ließ aus allen Vierteln die Domherren, die unter dem Schein der Bauernfreundlichkeit in der Stadt geblieben waren, vor sich fordern und nahm ihnen den Eid ab, bei jedem Auslaufe sich zu stellen, den Hauptleuten zu gehorchen und der Stadt Schaden zu wehren.

Mittlerweile stürmten die Vorstädter unter Führung der schwarzen Hofmännin die Stiftskirche von St. Burkhard am Thor, das älteste Gotteshaus der Stadt. Die gemalten Fenster, Altäre, Heiligenbilder, Reliquien schreine, Messgewänder fielen ihrer Erbitterung auf die Bischöflichen zum Opfer. Es wurde alles zer schlagen, zerrissen, zertrümmert.

Göß von Berlichingen sprengte nach dem Neumünster, um die immer höher gehenden Wogen zu dämpfen. Das wüste Treiben bei der Stiftskirche entflammte seinen Zorn und mit feuerrothem Gesichte trat er in die Kapitelsstube. Hitzig rückte er den Räten vor, daß sie derartigen Unfug litten. Er möchte lieber bei den Thüren als bei ihnen sein. Es kam zu den heftigsten Auftritten. Jakob Köhl sagte es ihm auf den Kopf zu, daß er es mit denen auf dem Schlosse halte und Zwietracht zwischen den Haufen zu säen trachte. Göß hielt es für gerathen, sich davon zu machen.

Kanonendonner läutete den Sonntag Cantate ein. In der Stadt schlug es vier Uhr, als der Nikolausberg sein Feuer auf das Schloß eröffnete. Die Belagerten erwiderten es nicht, sondern ließen ihr sämmtliches Geschütz in die Stadt abgehen, und in wilder Flucht stoben die Menschen, die sich auf den Plätzen und Gassen angesammelt hatten, vor den einschlagenden Kugeln auseinander. Eine ganze Stunde lang spie der Marienberg seine Geschosse in die Stadt und überstreute die Gassen mit einstürzenden Rauchfängen, Dachsteinen, Mauerstücken und Balkensplintern. Inzwischen thaten aber auch die Geschütze am Pleidenthurm, bei dem Deutschen Hause, den Augustinern und auf den Stadthürmen ihre chernen Schlände auf. Den ganzen langen Tag über donnerte und krachte es auf dem Nikolausberge und in der Stadt, während die Bischöflichen ihr Pulver schonten. Die städtischen Geschütze bewiesen sich wirksamer als diejenigen auf dem Nikolausberge, von denen eine Falkonettkugel den Amtskeller von Lauda auf seinem Bette tödtete, während ein Schuß von den Stadthürmen dem Kaplan des Bischofs das Leben kostete. Der Stadt fügte den

größten Schaden die neue auf der Schütt errichtete Batterie zu. Daß sie vor allen Dingen zum Schweigen gebracht werden mußte, darüber waren die auf dem Nikolausberge versammelten Hauptleute der Bauern einig. Vielleicht gelang es, sie durch einen plötzlichen Ueberfall zu nehmen und dabei auch das Schloß zu überrumpeln. Simon Neuffer war dem kühnen Handstreich nicht abgeneigt, rieth jedoch, ihn aufzuschieben, bis Florian Geyer aus Rothenburg zurück sei und die Sache in seine kriegserfahrene Hand nähme. Da rümpfte insonderheit unter den Pfarrern, die stets aller Weisheit voll waren, mancher die Nase. Jakob Köhl gab den Ausschlag, indem er, seinen Raden steifend, bemerkte, es hätte auch sonst wohl manch einer Burgen gebrochen. So wurde denn in den Lagern bekannt gegeben, daß im Grünen Baum sich vorzeichnen lassen möchte, wer lustig zum Stürmen sei. Da ächzte dort die Stiege unaufhörlich unter den Füßen der sich Meldenden. Besonders kamen viele von der Schwarzen Schaar und solche, die schon bei Weinsberg mit dabei gewesen waren. Simon Neuffer hielt es für seine Pflicht, nicht zurückzubleiben und von den Rothenburgern ließ sich auch Paul Jälsamer, der Fähnrich, einschreiben. Der schöne Regenbogen, der am Montag um die Mittagstunde bei völlig heiterem Himmel um die Sonne sich zeigte, galt den Bauern als ein Sieg verheißendes Zeichen. Viele feierten ihn im Voraus durch Freudenerschüsse.

Später bewölkte sich der Himmel. Eine sternearme Nacht begünstigte das waghalsige Unternehmen. Um zehn Uhr traten die Freiwilligen ihren Todesmarsch an; jedoch nicht in möglich größter Stille. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang und flatternden Fahnen zogen sie durch die Stadt nach dem Zeller Thor. Sie waren mit langen Leitern und allem, was zum Stürmen erforderlich, wohl versehen. Die Schwarzen bildeten die Spitze und Simon Neuffer, dem der Oberbefehl über den ganzen Sturmhaufen übertragen war, führte sie. Neben ihm ging Konz Hart's junger Stiefsohn mit der Trommel und rührte kampflustig das Spiel. Paul Jälsamer schwenkte die Fahne der Rothenburger. Am Thore standen Jakob Köhl und die Bauernräthe. „Dran! dran, lieben Brüder!“ riefen sie den Scharen zu, und bald erkofte die Nacht von dem wilden Geschrei der Stürmenden. Ein mörderisches Feuer empfing sie. Der Wächter auf dem Veräxrit, dem hohen Wartthurm des Schlosses, hatte die ungewöhnliche Bewegung in der Stadt während des Tages bemerkt, und die Belagerten waren auf ihrer Hut. Die Bauern achteten jedoch der in ihre Reihen schlagenden Kugeln nicht. „Dran! Dran!“ Gleich der vom Sturm gepeitschten Meerfluth brandeten sie wieder und wieder an den Schanzen, überschäumten sie und rasten sie gegen den lichten Zaun. Sie schlugen mit ihren Axten die Balken nieder, rissen sie mit den Händen aus der Erde, zwängten sich zwischen ihnen hindurch und sprangen in den Graben vor den Schloßmauern. Unaufhörlich blühten und krachten Wall- und Hackenbüchsen und Handrohre; siedendes Wasser ergoß sich von den Mauern, aus den Fenstern auf die Stürmenden, Stinkfränze, Pechfränze, griechisches Feuer, Pulverklöße regneten auf sie. Der Barfüßermönch ließ seine Feuerkünste spielen.

Mit Grausen sahen die Würzburger, die auf der Brücke, den Gassen und Plätzen standen, das unaufhörliche Blitzen und Aufflammen und vernahmen das ununterbrochene, durch den Wiederhall von den Bergen verstärkte Rollen, Krachen und Knattern, untermischt mit dem wilden Geschrei der Kämpfenden. Es war, als ob mehrere Gewitter zugleich über dem Schlosse sich entluden, das mitunter ganz vom Feuer eingehüllt erschien. Was sie aber nicht hören konnten, das war das Achzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, das Jammergeschrei der im Schloßgraben Verbrühten, Verbrannten, Zerrißenen und Zer Schlagenen. Plötzlich trat eine Stille ein, Simon Neuffer rief die Stürmenden ab, nicht zum Rückzuge, sondern um sie zu sammeln und frisch zu ordnen. Bald schlugen die Trommeln wieder zum Sturm. Der kleine Spielmann der Schwarzen war nicht mehr dabei. Er hatte seine Trommel weggeworfen, einem Todten die Büchse und Kugeltasche genommen und war, unter den Ersten einer, wie eine Kacke zwischen den Schanzpfehlen hindurchgeschlüpft. Mit zerschmetterten Beinen lag er wimmernd im Graben. Da schaute ein Hauptmann der Fußknechte aus einem Fenster aus, wo denn die Bauern wären; hinter ihm brannte ein Licht. Seine letzte Kraft zusammenraffend, richtete sich der kleine Spielmann ein wenig auf und seine Kugel zerschmetterte dem

Hauptmann den Schädel. „Sie kommen! — Sieg! — Mutter!“ hauchte der arme Knabe zurücksinkend und starb.

Ruthiger denn zuvor entbrannte der Kampf und spie gleich einem Drachen rings um das Schloß Rauch und Feuer. Von allen Seiten zugleich stürmten die Bauern an. Etlichen gelang es, bis in den Vorhof des Schlosses zu dringen und zwei oder drei erkletterten sogar von der, dem Nikolausberge zugekehrten steilen Felswand die Mauern; sie wurden aber alle sogleich von der Besatzung niedergemacht. Der Bauern Heldenmuth war umsonst. Sie mußten endlich weichen. Die Schwarzen waren die letzten auf dem Kampfsplatze. Paul Jälsamer war gefallen, Simon Neuffer verwundet. Er merkte es aber erst später. Vor dem Zeller Thore schloß sich ihnen die schwarze Hofmännin an. Sie hatte dort während des ganzen Kampfes gestanden, der pfeifenden Kugeln nicht achtend, nur mit brennender Seele des Augenblickes harrend, in dem die Bauern das Schloß überrumpeln würden.

Die Belagerten erwarteten einen dritten Sturm. Als er ausblieb, ließen sie alle ihre schweren Stücke in die Stadt gehen. Dann machten sie sich daran, frische Kugeln zu gießen, denn sie hatten fast ihren ganzen Vorrath davon verschossen, so heftig war ihr Feuer gewesen. Vier Stunden lang hatte der Kampf gerast.

Bei Tagesanbruch kamen zwei Herolde mit einem Gut auf einer Stange vor das Schloß. Die Bauern ließen durch sie einen Waffenstillstand bis um zwei Uhr nachmittags anbieten, um ihre Verwundeten, die sie nachts hatten zurücklassen müssen, in die Lager zu schaffen und um ihre Todten zu begraben. In den Gräben und der Schanze allein lagen vierhundert von den ihrigen, verwundet oder todt. Der Domprobst, Markgraf Friedrich von Brandenburg, erschien selbst zur Unterhandlung auf der Mauer. Er erklärte sich bereit, einen Stillstand nicht nur bis zwei Uhr, sondern bis Mitternacht anzunehmen; es sollte jedoch bis dahin alles in dem jetzigen Zustande verbleiben und kein Bauer oder Städter den Zell betreten. Alle Vorstellungen und Bitten der Herolde prallten an der gepanzerten Brust des geistlichen Fürsten ab. Die Verwundeten mußten in ihren Schmerzen und Qualen hilflos verziehen, bis der Tod sich ihrer erbarmte. Hoffte der Domprobst, die Bauern durch eine solche Unmenschlichkeit mürbe zu machen, so irrte er. Ihre Erbitterung wurde dadurch vielmehr auf das höchste gestachelt und sie machten sich sogleich daran, den Berg, auf dem das Schloß stand, oberhalb der Vorstadt St. Burghard zu untergraben und neue Schanzen anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es färbt leicht ab. Oberst Henry, der Chef des „Informations-Bureaus“ hat es am eigenen Leibe erfahren. Nicht auf die genugsam erörtere, militärpolitische Seite des „Falles Henry“ sei hier hingewiesen: rein psychologisch ist es interessant, wie gewisse Dinge auf den abfärben können, der sich berufsmäßig mit ihnen befaßt.

Man hat in der ganzen Drehfus-Affäre in der deutschen Presse nur selten Töne vernommen, die den Eindruck ruhig-objektiver Erwägung gemacht hatten. So ist denn auch das Bild des französischen Obersten Henry, als er seinerzeit gegen Picquart in die Verhandlungen eingriff, offenbar von Haß entstellt worden. Wir lasen von einem vierströtigen, ungeschlagenen Gefellen; man nannte Herrn Henry einen brutalen Auvergnaten; er habe den Raden eines Bullen und sein Gesichtsausdruck ähnele dem eines Bullenbeißers. In Wahrheit dürfte er das Aussehen einer straff-robusten Soldatennatur gehabt haben, wie es die Photographien von ihm auch bestätigen.

Die überhitzte Phantasie fanatisch erregter Berichterstatter hat aus Henry einen Mann von teuflischer Lüge gemacht. Das ist läppisch und zugleich erklärt es Henry's Sturz nicht. Herr Henry hat von der Pike auf gedient, war ein subalternen Geists und avancirte stetig, aber langsam. Er scheint weder sonderlich arglistig und streberhaft, noch sonderlich klug gewesen zu sein. Starr-militaristische Ehrbegriffe werden in ihm ebenso lebendig gewesen sein, wie bei anderen Offizieren. Dafür spricht seine letzte That, der Selbstmord. Und dennoch die Fälschung! Die leichtfertig erjommene Fälschung!

Es färbt ab, wenn man sich darin tummelt! So hoch über seinem Amt — im geistigen Sinn — stand Oberst Henry nicht, daß er nicht in Verwirrung gerathen wäre. Der Mann hatte das Spionagewesen zu verfolgen. Die herrschenden Gewalten erklären, man könne diese gegenseitige Spionage nicht entbehren, und sie werden von ihrem Standpunkte aus gewiß recht haben. Es ist eben eine Illustration zu unserem bewaffneten Frieden. Wie leicht nun verirrt sich bei einem Mann von nicht allzu großem Witz die eigene Werthschätzung. Er verliert den Maßstab zwischen sich und der Welt, die ihn umgiebt. Er fühlt sich als Stütze der Gesellschaft. Er ist zum Retter berufen. Er übertreibt die eigene Verantwortung. Er muß die feindliche Mitharbeit wider das Wohl

des Vaterlandes zerstören. Jede lumpige Spitzelgeschichte wird ihm zur großen Aktion. So erhöht sich sein Würdebewußtsein, es macht ihn vielgeschäftig, es treibt ihn an, da und dort einzugreifen, wo der Eingriff nur verwirrenden Schaden anrichtet. Auch uns sind ja solche Helden von Informationsbureaus nicht fremd geblieben.

Dazu kommt die Neigung der Leute vom Schlage Henry's, der vielgeschäftigen Vaterlandssretter, sich für besonders verschlagen zu halten, wenn sie ihr bischen Spitzelersfahrung verallgemeinern. Daher ihre Spionenriechelei, ihr krankhaft reges Mißtrauen. Sie werden Heißsporne im Spionagewittern; und so entglitt auch Herrn Henry bald die anezogene starre Offizierslehre. Er glaubte, im hohen Kampfe gegen den Vaterlandsverrath komme es auf Kleinlichkeiten nicht an. Seine ethischen Begriffe waren längst unklar geworden. Er dachte bei sich: Ein Mann von hoher Verantwortlichkeit hat sich nicht um Lappalien zu kümmern. Und solche Lappalien wie gefälschte Schriftstücke, gestohlene Papierkörbe, waren ihm im Spionagewesen oft genug vorgekommen. Daher konnte der subalterne Mann, der sein Amt, seine Verantwortlichkeit weitaus überschätzte, es garnicht fassen und begreifen, daß man sein Gesändniß für etwas Besonderes hielt. Was habe ich gethan, was ist denn geschehen, rief er ein ums andere Mal, als man ihn verhaftete und ins Gefängniß abführte.

Der Mann war kein Teufel, weder ein dummer, noch ein verschlagener. Mit abenteuernden Existenzen, wie etwa Esterhazy ist, hat er nichts gemein. Er ist robust, von Haus aus ein gutbürgerlicher Anwergnate. Nach nervösen Neigungen war er nicht lästern, ihn lockten nicht die listernden Panfoten, noch die weibliche Demimonde. Er starb arm; und er wäre ein braver Durchschnittsoffizier der Truppe geblieben, hätte seine Stellung im Informationsbureau ihn nicht aus dem Gleichgewicht gebracht.

Große Worte wurden wiederum laut, ein brausendes, schadenfreudiges Krara! Aber die Welt wird dadurch nicht erschüttert. Da hieß es: Frankreich hat ein zweites Sedan erlebt, als Henry fiel. Bum, bum! Eine zweite Vankrotterklärung sei erfolgt, und was derlei Bemerkungen mehr sind, die man dem Nachbar gegenüber mit Vorliebe anwendet. Man braucht noch kein alter Zeitungsleser zu sein und man kennt die Phrasen hinlänglich. Wie oft ist dies zweite Sedan schon seit einem Vierteljahrhundert geschlagen worden! Wie oft hat Schadenfreude sich in widerwärtigen Einbildungen und Uebertreibungen gefallen! Es wäre kein gesunder Fied mehr am ganzen Leib Frankreichs, wenn es so viele zweite Sedans erlebt hätte, als ihm vorgerechnet wurden.

Nichts ist widerlicher, als diese chauvinistischen Jubelrufe beim Malheur seines Nächsten. Es ist drüben gewiß um nichts besser als hilden; und das allein wirft ein merkwürdiges Licht auf manche andere große Dinge, die in den letzten Tagen im Hymnenstil besprochen wurden. Wenn man einzelne Stimmen so hörte, so möchte man denken, die Welt erzittere in andächtigen Schauern, und eine Weishestimmung ohne gleichen hielt sie im Bann. Aber da kommt die aufregende Affäre Henry, und die undankbare Welt horcht gespannt nach Paris hin, als nach dem Friedensgejang von der Neva; und der spöttelnde Gassenwis Berlin's ruft während der Herbstparade in angeborener Berlinischer Zweifelsucht Paraden-Ansichtskarten aus: „Kauft, Leute, kauft, ehe noch der Weltfrieden kommt. Es ist höchste Zeit!“

Und es war nicht einmal um Weihnachten herum, wo es sich sonst sehr „stimmungsvoll“ macht, als aus den Zeitungen die süßlich getragenen Dclamationen erschollen, und als Frau Vertha Suttner sowohl wie Herr v. Egiby dem größten Zaren die Schwester wie die Bruderhand reicheten. Vom Osten kommt das Licht! Vom Osten her will das Heil scheinen über die vereinigten Völker Europa's. Aber dem Besten erscheint das Licht fahl und, von einigen unheilbaren Schwärmern abgesehen, die in jedem Versprechen gleich die Erfüllung erreicht zu haben glauben, zweifelt der Westen, das ihm das Heil so nahe sei.

Der Zar hat gesprochen, ein mächtiger Mann. Er hat Gründe angeführt, die jedem zivilisirten Westeuropäer seit Jahrzehnten geläufig sind. Er aber ist überchwänglich gepriesen worden, von gefürchteten Kollegen sowohl, wie von den Friedensvereinen. Keine weltgeschichtliche That sei der seinen gleich; und ihre Spur werde nicht nach Aeonen untergehen.

Der Zar und seine Diplomaten sind mächtige Leute; und so werden wir das Schauspiel einer Friedenskonferenz erleben. An diesem Schauspiel wird das Interessanteste das Mißtrauen sein, mit dem ein Freund den anderen theuer erkaufen und zärtlich lieblosen Genossen, mit dem Frankreich seinen russischen Verbündeten betrachten dürfte. Im übrigen wird die Welt bei allen noch so melodisch klingenden Vorträgen nüchtern bleiben.

Ein klaffender Widerspruch ging diesmal durch die offizielle und die außeroffizielle Welt. Selbst im gutgläubigen Volkstreifen verspürte man kaum einen Hauch, wie vom Segen einer Heilsbotschaft. Wo man das verwunderliche Friedensmanifest als eine freie Willensentschließung des Zaren, als eine Gefühlsauswallung, frei von jeder diplomatischen Nebenabsicht, nahm, selbst da blieb der starke moralische Eindruck, den man offiziell betonte, aus. Einzelne Leute wollten wissen, der Zar sei lange schon von gewissen geistigen Einflüssen des bald siebzigjährigen Tolstoi berührt, und was derlei weiterhergeholt Vermuthungen sind. Aber über den Eindruck des Verwunderlichen kamen auch sie nicht hinaus.

Fast instinktiv waltet bei dieser gelassenen Auffassung das Bewußtsein, das selbst des größten Zaren ehrlicher Wille nur ein

Faktor in der geschichtlichen Entwicklung der Völker wäre. Auch im absolut regierten Rußland entwickeln sich Industrie, entwickeln sich Großhandel, Bourgeoisie und Großkapital und sie werden ihre Gesetze diktiert.

Darum sieht man entweder heiter, oder bitter skeptisch, dem Schauspiel des Friedenskongresses der Diplomaten entgegen, je nachdem man der Anschauung zuneigt, die Sache ist ein gleichgiltig diplomatischer Tanz oder eine jener bedenklichen Konferenzen, auf denen der Friedensbund Anlaß zu hellem Gekränke giebt. Oft will in einer Menschenmenge der oder jener einen Störer zur Ruhe weisen, und gerade die Psi! Psi! Rufer und Ruhestifter werden zu umso empfindlicheren Lämmern; und nicht selten gerathen sie selbst übereinander.

Eins ist gewiß: Wir sollten insgesammt nicht so sicher thun und nicht so ruhmbrednerisch vom fortschreitenden Geiste der Zivilisation, vom Sturmstritt der modernen Anschauung erzählen. Erstens schreitet der moderne Geist gar nicht so stürmisch, und dann ist für kämpfende Menschen nichts gefährlicher, als ein vorzeitiges Sicherheitsgefühl. Oft genug in der Geschichte haben sich einzelne Interessengruppen so geberdet, als seien sie von neuzeitlichen Erscheinungen beinflusst, und in Wirklichkeit hemmten sie neuzeitlich vordrängendes Wesen. Jetzt wird die Wahrheit nicht mehr aus der Welt verschwinden, so feierte ein liberales „Friedensblatt“ das russische Friedensmanifest. Oh, ihr unsterblichen Byzantiner! Was einmal im Ideensturz der Welt errungen ist, verschwindet nicht, ob es ein Jar bestätigt, ob verwirft. Allein die ideale Wahrheit will in reale That umgesetzt werden; und dazu ist Anspannung aller Kräfte noth, die von der ideellen Wahrheit durchdrungen sind. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

Ein Todesmarsch. Um die Mitte des Augusts wurden in der Nähe von Nancy Marschmanöver abgehalten. Besonders der Oberst des französischen Infanterie-Regiments Nr. 79 that sich dabei als Soldatenführer hervor. Die Folge davon war, daß beinahe das halbe Regiment auf dem Wege liegen blieb. Wir haben seinerzeit darüber berichtet. Jetzt liegt in der „Aurore“ ein Brief vor, den ein Soldat des genannten Regiments an seine Eltern gerichtet hat. Dem Schreiben sei folgendes entnommen: „Am 2 Uhr früh mußten wir wieder aufbrechen. Wir marschirten mit Siederheitsmaßregeln, denn die Uebung war wieder im besten Gange. Um 10 Uhr kamen uns die Kürassiere wieder zu Gesicht, und waren gezwungen, uns wieder in Gefechtsformation zu setzen. — Alles ohne auch nur eine Minute ruhen zu können. Die Hitze war schrecklich, und die Mannschaften fielen allerorts um, aber dennoch gestattete uns der Oberst nicht, auch nur 5 Minuten uns zu erholen. Der Major stritt sich mit ihm darob und schrie ganz laut, daß er über das Vorkommniß einen Bericht an das Ministerium machen werde, daß er nicht der Mitschuldige eines Mörders sein möge, und daß er das Regiment trotz allem werde halten lassen. Der Weg ist mit Menschen überstreut, die an den Straßengräben hinstirben; das ist mehr als traurig mitanzusehen. Wir brechen von neuem auf, ganze Rotten brechen zusammen. Schauerlicher Anblick! Der Oberst gestattete nicht eine einzige Stunde der Ruhe. Wir lagen auf der Erde ohne jedwedes Verlangen nach Nahrung. Im Augenblick des Ausbruchs mochte die Zahl der Nachzügler etwa 300 betragen. Schon gab es vier Tode. Der Oberst bedenkt die Nachzügler mit allen möglichen Namen und will sein Pferd über einen auf der Straße Liegenden wegschreiten lassen. Dieser erhebt sich und fällt, nachdem er zehn Schritte vorwärts gethan hat, todt zusammen. Und so geht es bis Nancy, wo wir gegen 3 Uhr ankommen. Einwohner kommen auf uns zu mit Flaschen, mit Wagen, mit Eimern voll Wein und Bier. Man trägt die Zusammenbrechenden in die Häuser. Die Frauen weinen, die Kinder schleppen unsere Gewehre. Der Major marschirt an unserer Seite, singt, sucht uns auf alle mögliche Weise zu ermuntern, er trägt selbst ein Gewehr und nimmt einen Kornrüster auf seinen Rücken. Er ist ein wirklich braver Mann! — Der Oberst verbietet uns zu trinken. Aber der Major giebt uns doch das Recht dazu; er will den Kindern Geld geben, um Bier heranzuholen, aber jener wünscht, daß dies unterbleibt. Da der Oberst noch immer keinen Halt machen lassen will, streitet sich der Major von neuem mit ihm; letzterer trägt selbst Sterbende in die Häuser. Man schreit: „Ruch denen, die Soldaten sterben lassen!“ Die Straßen sind mit Menschen überfüllt — ein trauriges Schauspiel. Die Musik will zum Einmarsch spielen, aber sie bleibt liegen. Der Oberst nennt sie Simulanten. Er schreit ganz laut, daß er „die Kraken, die in die Gräben fielen, nicht bedauern könne!“ Man bläst Signal, und da stellt es sich heraus, daß 450 Leute und nicht nur 200 fehlen. — Auf den Zimmern angekommen, brechen noch immer Leute zusammen. Man bringt sie auf Strohlagern unter, die ganze Nacht gehen Krankenträger herum. Der General kommt schon zeitig anderen Tags in das Quartier; er giebt dem Regiment drei Tage vollständige Ruhe und dem Oberst fünfzehn Tage Arrest. . .“

Theater.

— Gerhart Hauptmann hat sein jüngstes Bühnenwerk nunmehr vollendet. Es ist eine in Schlesiens spielende Bauerntragedie im Dialekt. —

Erziehung und Unterricht.

k. Ueber die Anschauungsarmuth der Großstadt-Kinder machen die „Blätter für Knabenhandarbeit“ einige interessante Mittheilungen, aus denen hervorgeht, daß vielen der Kinder, die mit sechs Jahren in die Schule kommen, einfach noch das Anschauungsmaterial fehlt, das eine Grundbedingung für die heute ind en Volksschulen gepflegte, leider noch viel zu abstrakte Lehrmethode ist. In dem oben erwähnten Bericht heißt es: Wenn man mit den zur Osterzeit in die Schule eintretenden Kleinen die ersten Unterrichtsversuche macht, treten einem, neben geistig regen, eine große Anzahl solcher Schüler entgegen, von denen man annehmen möchte, sie seien bis dahin blind und taub gewesen. Auch später, wo immer wieder an die als vorhanden vorausgesetzten Anschauungen der Kinder angeknüpft wird, macht man dieselbe Wahrnehmung. Besonders den Kindern der Großstädte mangelt es an solchen Naturanschauungen, die die Grundlage unseres geistigen Lebens bilden: an Wahrnehmungen aus Wald und Feld, von Bergen, Thälern und Gewässern, von den einfachsten Beschäftigungen der Menschen u. s. w. So ergab es sich z. B. bei einer in mehreren Schulen Berlins veranstalteten Prüfung, daß von sämtlichen befragten Schülern von 6 und mehr Jahren gegen 70 pCt. keine Vorstellung von Sonnenaufgang und 54 pCt. keine von Sonnenuntergang besaßen, daß 76 pCt. noch keinen Thau, 75 pCt. keinen lebendigen Hasen, 64 pCt. kein Eichhorn gesehen, 60 pCt. keinen Kuckuck, 82 pCt. keine Lerche gehört, 49 pCt. keinen Frosch, 53 pCt. keine Schnecke, 87 pCt. keine Vögel, 59 pCt. kein Aehrenfeld, 66 pCt. kein Dorf, 67 pCt. keinen Berg und 89 pCt. keinen Fluß gesehen hatten. Mehrere Schüler wollten einen See gesehen haben, bei genauerer Nachforschung ergab sich jedoch, daß sie einen Fischbehälter auf dem Marktplatz meinten. — Blind und taub sind diese Kinder nicht. Aber sie haben nie Gelegenheit gehabt, all' diese angezogenen Dinge und Erscheinungen zu sehen, und niemand hat ihnen davon erzählt. Ihre Eltern nicht, deren Zeit frist die Arbeit; und finden sich ab und zu doch einige freie Augenblicke, dann wissen sie vielleicht nichts zu erzählen und zu erklären. Viele von ihnen sind ja selbst in den Straßen einer Stadt groß geworden. In den städtigen Lichtböfen wachsen keine Aehrenfelder, und auf dem Asphalt grünt kein Wald. Der Kapitalismus ist es, der dem Proletarier selbst die Natur verammelt und solche „blinde und taube“ Großstadtkinder schafft. —

Physiologisches.

io. Die Taubstummheit ansteckend. Es ist durch mehrere Fälle nachweisbar geworden, daß die Taubstummheit ansteckend werden kann, zwar nicht in dem Sinne, wie eine eigentliche ansteckende Krankheit, aber insofern als sich normal veranlagte Kinder, die dauernd mit Taubstummen zusammenleben, sich an die Sprechweise derselben gewöhnen und dieselbe bis zu einem gewissen Grade annehmen. Einen besonders merkwürdigen Fall dieser Art führte neulich Professor Gruber in Wien vor. Es war ein vierjähriger Knabe, ein Kind taubstummer Eltern, die beide in ihrer Kindheit nach Scharlach ihr Gehör verloren, infolge dessen nicht sprechen lernen konnten und taubstumm wurden. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, von denen das eine taubstumm ist, während das andere, um das es sich hier handelt, hört. Sein Gehör ist aber merkwürdigerweise schärfer für die eigenthümliche Sprache der Taubstummen als für die normaler Menschen, und es spricht auch ganz wie seine taubstummen Eltern. Nach den Untersuchungen eines französischen Physiologen freilich hat auch die Sprache der Taubstummen ihren Vorzug, allerdings nicht für den Verleher der Menschen untereinander, sondern höchstens für den Forscher. Man kann nämlich bei der Bildung der Sprache zweierlei unterscheiden: erstens den Laut, der durch eine bestimmte Stellung der Lippen, der Zunge und überhaupt des Mundes entsteht, und zweitens denjenigen, der durch die Stimmbänder und den Kehlkopf erzeugt wird. Die erstere kann man als die gesprochene, die letztere als die gesungene Stimme bezeichnen. Die gewöhnliche Sprache setzt sich aus beiden zusammen. Die Sprache der Taubstummen dagegen hat nur die gesprochene Stimme zur Verfügung, sie entsteht eben durch die verschiedenartige, in ihren nöthigen Veränderungen mühsam erlernte Stellung von Lippen und den übrigen Organen des Mundes, und es fehlt ihr der Tonfall der gesungenen Stimme. Beim Sängen überwiegt die Lautbildung in den Stimmbändern und im Kehlkopf, und zwar soweit, daß er das Aussprechen des Textes zu seinem Gesange besonders erlernen muß, wenn er verstanden werden will. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Wasserrose des Marannon. Die riesigste und zugleich schönste Wasserpflanze, die Königin der Seceros, gehört zu den Charakterpflanzen Südamerica's, wo sie im Gebiete des gewaltigen Amazonenstromes, seinen Buchten, Nebenflüssen und deren Zuflüssen gefunden wird. Diese Herrlichkeit der schönblumigen Nymphea wurde im Jahre 1801 von Thaddeus Haenke in Bolivia entdeckt. Später fanden sie auch Bonpland, Bridges, d'Orvigny, Boeppig und endlich im Jahre 1837 Robert Schombourgh in Britisch Guyana im Vericesfluß. Dieser sandte 1849 von dort Samen an den Botanischen Garten zu Kew bei London, aus welchen in Europa die ersten Pflanzen gezogen wurden. Der

englische Botaniker Lindley benannte sie der englischen Königin zu Ehren Victoria regia. Ein Umstand bei der Auffindung war wahrhaft heiter. Der Entdecker Schombourgh hielt sie aus der Ferne für ein Riesenthier des Wassers, näherte sich mit seinen Begleitern unter äußerster Vorsicht, um nicht von dem vermeintlichen Ungeheuer angefallen zu werden. Die ganze Gesellschaft aber brach in ein schallendes Gelächter aus, als man, nahe gekommen, nur fand, daß man es mit einer riesigen Wasserpflanze zu thun hatte. Die Buchten und Seen des Marannon und seiner Zuflüsse sind nicht selten so dicht mit den riesigen Nixenblumen bedeckt, daß die Durchföhrung der Canoos durch die Blatt- und Blüthenstür große Schwierigkeit bereitet. Victoria regia ist bemerkenswerth durch die ganz ungewöhnliche, einzig dastehende Größe ihrer kreisförmigen, in der Mitte der Fläche mit dem Stiel verbundenen, also schildförmigen Blätter. Sie erreichen bei völliger Ausgestaltung einen Durchmesser von zirla 2 Metern und einem Umfang von oft 5—6 Metern. Die durchaus glatte Oberfläche ist smaragdgrün, die Unterseite aber wein- bis rostroth, reichlich mit spitzen Dornen besetzt und mit vielen 5—10 Zentimeter hohen Hauptrippen und rechtwinklich davon abgehenden Querleisten bedeckt. Die Ränder der jungen, eben im Wachstum fertigen Blätter sind 6—8 Zentimeter hoch aufgerichtet und zeigen so den gefächerten oder waffelartigen Charakter der Unterseite. Auf den Blättern rasten, sitzen und tummeln sich allerlei Schwimms- und Sumpfvögel, Spornflügler oder Parras, Löffelreißer, Kamischis, Sabacous u. und verschönern so die Szenerie durch ein eigenartiges Thierleben. Die Blüthe hat einen Durchmesser von durchschnittlich 30 Zentimeter, wandelt ihr anfänglich blendendes Weiß allgemach in Rosenroth und verhaucht einen köstlichen Duft, der an Nelknoten oder Bananen erinnert. Die zahlreichen erbsengroßen, mehligem, in der kinderhofs-großen Fruchtkapsel befindlichen Samen werden geröstet und dienen in Guyana unter dem Namen Wasserreis als Nahrung. Die Blätter, deren sich die Indianer zum Trocknen des Maniokmehls bedienen, nennen sie sehr zutreffend Wasserpflanne oder Wasserschild. —

Humoristisches.

— Erinnerung. Geschäftsfreund: „Seit wie lange ist denn Ihre Frau schon todt?“ — Kaufmann (nachdenklich): „hm, warten Sie mal; zu seinem Kommiss Müller, wann hatten wir den letzten Ausverkauf wegen Todesfall?“ —

— Mütterlicher Trost. „Warum weinst Du, Pauline? Was hat es denn gegeben?“ — „Ach, denke Dir nur, Mama, — Arthur hat mich eine dumme Gans genannt. . . — Ich lasse mich scheiden!“ — „Nur nicht überstürzen, liebes Kind! — Dein Vater hat gerade so angefangen — das muß man nur den Männern abgewöhnen!“ —

— Ein Ausweg. Erster Vorstand eines Vereins (zum zweiten Vorstand): „Weißt D', Sepp, unser Kassier g'fallt mir nimmer recht; in der Kass' fehlt's die ganze Zeit und ist doch alles richtig eingezahlt worden; rauswerfen können wir'n aber auch net, weil er schon bei der Gründung dabei war. Was machen wir denn da?“ — Zweiter Vorstand: „Weißt D', Hans, das einfachste is, wir ernennen ihn zum Ehrenmitglied, na' kriegt die Kass' ein anderer!“ — (,Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Im Hamburger Hafen sank am Donnerstag eine mit Salpeter beladene Kaskenschute. Am nächsten Tage fand man, daß der Schiffer nebst Frau und Kind in der Kajüte ertrunken war. —

— Eine Typhus-Epidemie ist in Mallmitz bei Sprottau ausgebrochen. Man giebt einem durch das vorjährige Hochwasser infizirten Brunnen die Schuld. Die Epidemie ist bereits auf fünf benachbarte Ortschaften übertragen worden. —

— In der Nähe von Jeknis i. A. wurde dieser Tage beim Fischen in der Mulde in einem Garusad ein junger Viber gefangen. —

— In Schwarzbach (Thüringen) hat ein 21jähriger Burche seinen Vater erschlagen. Er wollte sich an einer Schlägerei betheiligen, der Vater hielt ihn zurück. Aus Wuth schlug er nun mit einem Stüd Holz und dann mit einem Messer auf den Vater los. —

— Zwei junge Maurer, welche am Bau eines Hotels in Paradiso bei Lugano arbeiteten, geriethen vor einigen Tagen wegen einer geringfügigen Sache in Streit. Der eine der fünfzehnjährigen Jungen warf dem anderen einen Stein ins Gesicht, erschral aber, als er dessen Blut fließen sah, derart, daß er todt hinsank. Der vom Stein Betroffene wurde nur leicht verletzt. —

— Die Ziehharmonika scheint in Frankreich ziemlich stark verbreitet zu sein. Im Jahre 1896 wurden 69 114 derartige Instrumente eingeföhrt. —

— Auf dem Bahnhofe in Bellingborough (Northampton, England) entgleiste der Expreszug London—Manchester. Mehrere Wagen gingen in Trümmer, ein Wagen fing Feuer. Der Heizer und zwei Reisende sind todt, 25 Personen erlitten Verletzungen. —